Jugend im Sudetenland und Rückkehr aus dem Kriegseinsatz

Die Lills von Kösteldorf

Am 14. September 1927 kam ich als ältestes Kind des Ehepaares Maria und Josef Lill in Kösteldorf (Rájec) Nr. 6 bei Chodau (Chodov) im Egerland zur Welt. Wir gehörten zum Kreis Elbogen (Loket). Die Bahnstationen Chodau und Neu Rohlau (Nová Role) lagen etwa acht Kilometer weit entfernt, wir waren also verkehrsmäßig ziemlich weit vom Schuß. Im Ort lebten hauptsächlich einfache Leute. Meine Eltern bewirtschafteten nur ein kleines landwirtschaftliches Anwesen von etwa fünf Hektar mit bestenfalls fünf Kühen. Damit gehörten wir schon zu den etwas besser Gestellten.

Der Ort hatte rund 800 Einwohner, unter diesen auch 1938 keine Tschechen. Wir hatten keine Kirche, nicht einmal eine Kapelle. Dem Sprengel nach gehörten wir zu Dotterwies (Tatrovice). Dort lagen das Taufregister und auch der Friedhof. Daher ist erstaunlich, daß Dotterwies eigentlich der kleinere Ortsteil mit nur etwa 500 Einwohnern war, während Kösteldorf eben mehr als 800 hatte.

Mein Vater Josef Lill (*1903) hatte in den Besitz meiner Mutter eingeheiratet. Sein Vater hatte im Ersten Weltkrieg noch bis 1918 für das österreichische Kaiserreich gekämpft und den Waffenstillstand erlebt. Dennoch war er ein Opfer des Ersten Weltkriegs, da er im März 1919 in italienischer Kriegsgefangenschaft umkam. Das hatte zur Folge, daß mein Vater sehr früh Verantwortung übernehmen mußte. Auch wir Kinder hatten deshalb den Großvater nicht kennenlernen können. Wie sich später noch zeigen wird, war das Denken meines Vaters von dem frühen Verlust seines Vaters bestimmt.

Meine Mutter Maria Lill (*1908) war eine geborene Pecher. Sie war die Hoferbin von Kösteldorf 6. Vater hatte eingeheiratet. Der Familienname wechselte auf diese Weise zwar von Pecher zu Lill, der Hofname blieb indes derselbe. Der war schon so lange „beim Biener“, dessen Ursprung nicht mehr ergründbar ist. Natürlich liegt nahe, daß das etwas mit der Imkerei zu tun hat. Aber dazu gibt es keine Überlieferung.

Mutter stand immer treu an der Seite meines Vaters. Besonders die letzten sechs Jahre in der Heimat bis 1946 waren schwer für sie. Sie mußte die ganze Landwirtschaft ohne meinen Vater bewältigen, der ab 1940 erst in der Wehrmacht diente und schließlich bis 1948 in Kriegsgefangenschaft war. Auch in die Vertreibung mußten wir deshalb ohne ihn gehen.

Schule in Kösteldorf und Chodau

Am 1. September 1933 trat ich in Kösteldorf in die dreiklassige Volksschule ein. Auch zu meiner Zeit umfaßte bei uns die 1. Klasse die ersten drei Schuljahre. Die ABC-Schützen saßen also immer mit den Zweit- und Drittklässlern zusammen, so auch ich. 1936 kam ich dann im 4. Schuljahr in die zweite Klasse, die das 4. und 5. Schuljahr umfaßte. Diese führte stets der Oberlehrer Gamaneck. In den Klassen saßen immer 35 bis 40 Schüler. Wäre ich am 1. September 1938 mit Beginn des sechsten Schuljahres in unserer Kösteldorfer Schule geblieben, dann wäre ich dort in die dritte Klasse gekommen. Sie umfaßte die letzten Schuljahre vom 6. bis 8. Weil ich ein ordentlicher Bub war und immer auch Lerneifer zeigte, wollte mein Vater, daß ich nach der zweiten Klasse die Bürgerschule in Chodau besuchen. So trat ich zum obigen Termin dort in die sechste Klasse im sechsten Schuljahr ein. In der Bürgerschule waren wir jetzt nicht nur wieder die Jüngsten, sondern auch sonst war manches anders. Die Klassen waren nicht mehr aus mehreren Schuljahren zusammengesetzt, sondern alle Schüler einer Klasse gehörten demselben Schuljahr an. Außerdem waren wir in den drei Schuljahren bis zur achten Klasse nur Jungen. Für Mädchen gab es eigene Klassen.

Daß 1938 eine Zeit des Umbruchs war, zeigte sich bis in die Schule. Wir lernten im September nur noch drei Wochen Tschechisch, dann wurde bei uns in der Chodauer Schule auf Englisch umgestellt.

Meine Mutter Maria führte nach Vaters Einberufung mit mir den Hof. Alles mußte weitergehen. Am Hof waren drei Kühe, zwei Rinder, zwei Schweine und fünf Hektar Feld und Wiese zu versorgen. Dazu kümmerte ich mich noch um die 30 Bienenvölker; denn Vater war ein passionierter Imker.

Sonst änderte sich damals von meiner Schulperspektive her gesehen kaum etwas. Die Lehrer blieben dieselben, das heißt wir bekamen keine aus dem Reich, dem wir jetzt angehörten, dazu. Tschechen verließen die Schule auch nicht, denn es gab in unserer Gegend keine.

Schule und Landwirtschaft

Als 1941 die meisten meiner Mitschüler die Schule zur Berufsausbildung verließen, blieb ich noch zwei Jahre bis zur Mittleren Reife. Das war nicht selbstverständlich. Denn zu Hause in Kösteldorf war meine Arbeitskraft inzwischen nötiger denn je. Wir waren mit der Landwirtschaft allein. Vater war 1940 zur Wehrmacht eingezogen worden, und meine Mutter und ich mußten unsere Kräfte so einteilen, daß die Arbeit am Hof weiterging. Dazu gaben wir zwei unser Bestes. Wenn ich nach den zwei mal acht Kilometern hin und zurück um drei Uhr nachmittags aus der Schule kam, fuhr ich mit dem Rindergespann zur Feldarbeit, leistete oft auch Gespanndienste für die Nachbarschaft, die über keine Tiere verfügte. Für die Nachbarn fuhr ich zum Beispiel das Holz für den Winter heran oder transportierte Kartoffeln und Gerät. Das war Teil der Nachbarschaftshilfe, ohne die wir Vater gar nicht hätten ersetzen können. Denn die Nachbarn halfen dann, wenn bei der Ernte Not am Mann war und die Feldfrucht eingebracht werden mußte.

Schule und „Geschäft“

Glücklicherweise lebte damals auch noch mein Großonkel Rudolf Ficker, Großmutters Bruder von Vaters Seite, der wie mein Vater neben der Kleinlandwirtschaft die Imkerei betrieb. Auf seine Anregung hatte mein Vater begonnen, selbst mehr als 20 Bienenvölker aufzubauen. Die mußten nun natürlich in seiner Abwesenheit betreut werden. Das übernahm jetzt zum großen Teil Onkel Rudolf. Ein gut Teil Arbeit machte dabei der Vertrieb unserer Produkte aus, speziell auch aus der Imkerei. Mein Part bestand vor allem darin, die Kundenklientel in Chodau, aber auch bis hinein nach Karlsbad zu bedienen.

Jemand, der heute diese Zeilen liest, und wie selbstverständlich in den Vorstellungen seiner Autowelt denkt, wird zumindest etwas staunen, wenn er begriffen hat, mit welchen Mühen es verbunden war, so etwas zu bewerkstelligen. Ich lud unsere Erzeugnisse wie Honig, Waldbereen oder Eier in einen Buckelkorb, legte meine Schultasche oben drauf und marschierte morgens entsprechend früher los, denn ich mußte ja pünktlich in der Schule sein. Glück hatte ich, wenn ich so früh morgens ein Fuhrwerk traf, das mich mitnahm. Wenn der Unterricht begann, hatte ich dann unsere Kunden schon bedient, oder ich mußte die restlichen nach der Schule aufsuchen. Kunden hatten wir wohlgemerkt mit dem Honig und den Honigwaben bis nach Karlsbad hinein, auch unter den Kurgästen.

Das hatte auch etwas mit dem Geschick zu tun, das mein Vater in der Imkerei entwickelt hatte. Er betrieb sogar Königinnenzucht. Auf diesem Gebiet ist er mir ein vorbildlicher Lehrmeister gewesen. Ich durfte zwar und mußte später ganz andere Berufswege beschreiten, der Imkerei blieb ich jedoch bis heute mit Hingabe verbunden.

Trotz der nie enden wollenden Arbeit in der Landwirtschaft und der Bienenzucht, fand mein Vater noch Zeit für die Gemeinde und das Egerland. Ich erinnere mich, daß er bis 1938 Mitglied der Sudetendeutschen Partei war und in Kösteldorf sogar der Ortsobmann. Er gehörte aber überhaupt nicht zu den Aktivisten, die sich im September entweder in Kirchtürmen versteckten oder über die sächsische Grenze ins Reich flohen. Das hätte er wahrscheinlich auch tun sollen. Obwohl er nur ein einfacher Obmann in unserem Dorf war, keine verbotenen Versammlungen durchgeführt oder sich in irgendeiner Weise strafbar gemacht hatte, wurde er von der tschechischen Staatspolizei in Gewahrsam genommen und fünf Wochen in dem berüchtigten Gefängnis Bory in Pilsen eingekerkert. Daß letzteres ganz den Tatsachen entsprach, sahen wir erst Mitte Oktober 1938. Bis dahin hatten wir nichts von ihm gehört. Dann erst erfuhren wir, wie die Tschechen ihn im Gefängnis verprügelt hatten. Er brauchte lange, sich von der Haft in Bory zu erholen. Damals war ich natürlich noch ein Schulbub, aber in diesen Jugendjahren beginnen sich Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl zu bilden, und ich verstand meinen Vater voll und ganz. Er hielt nichts von der tschechischen Demokratie, wo man offenbar eine Strafprozeßordnung für seine Bürger nicht kannte und in den Haftanstalten hemmungslos prügelte. Auf der anderen Seite waren wir im Oktober 1938 natürlich froh, daß wir unseren Vater wenigstens so heil wieder hatten.

Im Egerland hatten wir ihn nicht mal mehr zwei Jahre. Im Januar 1940 mußte er in den großen Krieg einrücken. An der Westfront durfte er zunächst „am großen Siegen“ teilnehmen. Er kämpfte sich mit seiner Truppe von Kehl bis Saint-Dié-des-Vosges, deutsch Sankt Diedolt in den Vogesen, in der Nähe der Festung Epinal vor. Da war der Frankreichfeldzug schon zu Ende. Später kam er nach Weißrußland und zuletzt wieder nach Frankreich. Im April 1945 geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft und war bis März 1948 in Dachau. Erst damals trafen wir ihn in Sprendlingen bei Mainz wieder und konnten ihn in die Arme schließen. Bis dahin mußte aber noch viel geschehen, zum Beispiel unsere Egerländer Welt einstürzen, von der wir 1940 glaubten, sie stünde so fest wie nie.

Als Forsteleve ins Lausitzer Gebirge

Von Jugend an wollte ich Förster werden und dafür jede Mühe auf mich nehmen. Meine Eltern hatten mir 1941 gestattet, noch zwei Jahre länger die Bürgerschule bis zur Mittleren Reife zu besuchen. Das war kein Zuckerschlecken; denn es war nur möglich, weil ich währenddessen noch in der Landwirtschaft meiner Mutter in jeder Minute, die ich erübrigen konnte, mithalf.

Deshalb war ich übrigens überhaupt kein „guter“ Hitlerjunge. Dafür hatte ich einfach kaum Zeit. Wenn wir unsere Zusammenkunft hatten, mußte ich beispielsweise das Feld bestellen. Zeit blieb da keine.

Schon vor dem Schulabschluß im Juni 1943 suchte ich mir eine Ausbildungsstelle zum Förster. Dafür fand am 8. Feber in Reichenberg ein Auswahlt est statt. In meinem grünen Anzug – ich bevorzugte diese Farbe schon damals als Zeichen meiner Naturverbundenheit – fuhr ich dorthin. Mit mir bewarben sich weitere 300 Interessenten, 20 konnten genommen werden. Noch am Nachmittag vor unserer Heimfahrt teilten sie uns das Ergebnis mit. Ich war unter den 20. Stolz fuhr ich nach Hause. Das war einer der ersten Triumphe meines Lebens.

Die Forstbehörde teilte schon bald mit, daß mein Ausbildungsforstamt Teichstadt bei Böhmisch Kamnitz sein werde. Dort war ich im Forstamt Hackelsberg-Falkenau-Kittlitz bei Steinschönau zur Ausbildung hinbeordert. Diese Zuordnung setzte aber voraus, daß ich die Abschlußprüfung an der Chodauer Bürgerschule bestehe. Das war glücklicherweise nur eine Formsache.

Am Ende des Sommers 1943 stand also meine Übersiedlung ins Falkenauer Forsthaus an. Dort hatte der Lehrrevierförster Franz Antosch darum gebeten, daß ich eine gewisse Grundausstattung mitbringe. Sie bestand aus einem Bettgestell, Matratzen, einem Federdeckbett und einem Sack Kartoffeln. Letzteres hatte Herr Antosch nur erbeten und nicht zur Voraussetzung gemacht, wie das bei Matratze und Bettgestell der Fall war. Das mußte nun alles ins Forsthaus in die Nähe von Falkenau.

Dazu spannten sich unsere Rinder vor den Kastenwagen, lud mein Umzugsgut auf und schaffte es zum Bahnhof nach Chodau. Dort adressierte ich es an die Güterstation Hillemühl bei Falkenau. Dann reiste ich selbst hin und konnte nach einigen Tagen mein Umzugsgut in Empfang nehmen. Um es ins Forstamt zu transportieren, hatte ich jetzt leider kein Rindergespann. Ich konnte mir aber eine Schubkarre ausborgen, mit der ich meine Sachen die sechs Kilometer ins Forsthaus karrte. Dort wohnte ich in einer Kammer mit einem anderen Azubi. Mir gefiel es dort bald sehr gut. Endlich wurde ich in

dem Beruf ausgebildet, den ich mir immer gewünscht hatte. Aber die Freude währte nur kurz.

Väterlicher Besuch in Kittlitz

Im Oktober 1943 hatte mein Vater einige Tage Heimaturlaub. Bei dieser Gelegenheit besuchte er mich im Forstrevier. Mit Franz Antosch verstand er sich offenbar sehr gut. Der war zwar nur vier Jahre älter als mein Vater (1899), aber nicht mehr zur Wehrmacht eingezogen worden. Von seiner Einstellung her wußte ich aber, daß er keinen Augenblick gezögert hätte, seinen Beitrag an der Front zu leisten. Bereits als junger Mann war er 1919/20 beim Freikorps in Schlesien gewesen und hatte dafür gekämpft, daß nicht noch mehr Teile der preußischen Provinz von Polen besetzt wurden. Zu meiner Zeit im Forstamt Kittlitz war er Standortführer der örtlichen Hitlerjugend und beaufsichtigte deren Ausbildung.

Als uns mein Vater besuchte, diskutierte Antosch die ganze Nacht mit ihm und erläuterte ihm, wie der Endsieg aussehen würde. Mich wunderte da schon, daß ihn mein Vater nur selten unterbrach und eher zuhörte.

Wie mir mein Vater den Endsieg erklärte

Am nächsten Tag durfte ich drei Tage mit meinem Vater zu einem Kurzurlaub nach Kösteldorf. Natürlich freute ich mich darüber. Vater einige Tage von der Front zu Hause und ich auch dabei: Das konnte nichts anderes als Freude sein. Natürlich werde ich auch gedacht haben: „Da wartet sicher Arbeit auf dich." Aber nicht deshalb sind mir diese drei Tage ewig in Erinnerung geblieben, sondern weil Vater meine Welt zum Einsturz brachte.

Auf der Heimfahrt verließen wir den Zug in Neurohlau und hatten noch eine gute Stunde Fußweg nach Kösteldorf. Da nahm er mich beiseite und sagte, daß es mit großer Sicherheit keinen deutschen Sieg geben werde. Der Krieg sei verloren. Er selbst werde auch nicht aus Rußland zurückkommen. „Wir Deutschen werden dort alle von den Partisanen abgeschlachtet", sagte er. „Mein Vater ist nicht aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekommen, und ich komme nicht aus Rußland zurück." Deshalb sei es besonders wichtig, mahnte er mich, daß ich heil durch den Krieg käme; denn die Mutter und mein jüngerer Bruder seien ganz auf mich angewiesen. Ich dürfe mich deshalb nie zu einem Sondereinsatz verpflichten und müsse immer bestrebt sein, heil nach Hause zu kommen. Es werde eine schwere Zeit werden. Was aus Deutschland werde, sei ungewiß. Der Antosch sei ein lieber Mensch. Aber von dem, was auf dieser Welt ablaufe, habe er keine Ahnung.

Ich war schockiert. Jeden anderen, der mir das gesagt hätte, hätte ich für verrückt erklärt. Und ich hätte den Finger auf den Mund gedrückt und „psst“ gesagt. Denn wenn es der Falsche mitgehört hätte, wäre das sicher nicht ungefährlich gewesen. Ich kann mich deshalb noch so gut an die Situation erinnern, weil ich tagelang wie betäubt war von dem Gedanken, der Krieg könne verloren gehen. Ich konnte und wollte das zunächst nicht glauben.

Alles, was bisher an Informationen in meinen Gesichtskreis gelangt war – bis zum Oktober 1943 – wies darauf hin, daß es einen Endsieg geben müsse. Sieg hatte sich für das Reich an Sieg gereiht. Gewiß – Stalingrad am Anfang dieses Jahres 1943. Aber das war so weit weg in Rußland, das war ein Ausrutscher. Und von den wirklichen Greueln wußten wir nichts, verglichen mit dem, was heute jeder weiß oder nachlesen kann. Natürlich ist deshalb jedem klar, daß 1943 die Niederlage deutlich abzusehen war.

Ebenso eindeutig gewinne ich daraus die Erkenntnis, wie sehr die Vorstellung eines Menschen von den Nachrichten bestimmt wird, denen er ausgesetzt ist. Das mag banal klingen, bedeutete aber für uns in Kösteldorf in jenem Oktober, daß unsere Einschätzung des Schicksals mit der Wirklichkeit nichts mehr zu tun hatte.

Alle, die ich kannte, irrten in ihrer Zuversicht genau so wie ich. Nur Vater hatte recht – in jeder Beziehung, auch was die Vorhersage seines Todes anbelangt, obwohl er ja, wie oben erwähnt, den Krieg überlebte. Das hat er dem schicksalhaften Umstand zu verdanken, daß er 1944 bei der Invasion in Frankreich von der Ostfront abgezogen wurde und deshalb am Ende des Krieges in Kriegsgefangenschaft im Westen geriet. Um diese in Dachau bis 1948 zu überleben, brauchte er natürlich auch Glück, und dieses hatte er jedenfalls an der Westfront leichter als bei den russischen Partisanen.

Reichsarbeitsdienst und Flakhelfer

Lang währte meine Ausbildung zum Forstmann in Kittlitz nicht. Schon im Frühjahr 1944 wurde ich gewahr, daß das Reich auch meinen Einsatz zum Endsieg benötigte. Im März kam ich zur vormilitärischen Ausbildung nach Teplitz-Schönau und gleich danach zur vierwöchigen Spatenausbildung beim Reichsarbeitsdienst (RAD) in Dresden-Freidelsdorf. Im Mai war ich schon bei der Ausbildung an den 8,8-Zentimeter-Flakgeschützen. In Dresden-Übigau, wo die Autobahn über die Elbe geht, waren wir stationiert. Zum ersten Mal wurden wir dort ins Graubraun der RAD-Uniform eingekleidet.

Wir übernahmen vom 1926er Jahrgang eine Flakbatterie mit acht Geschützen. Die mußten an die Front zur Wehrmacht. Damals durfte ich nach der monatelangen Ausbildung erstmals nach Hause fahren – vier Tage. Nach meiner Rückkehr hatten wir am Pfingstmontag erstmals Feindanflug. Wir mußten nur Sperrfeuer schießen. Das machte unsere Batterie so miserabel, daß 120 Mann nach Stolpmünde an der pommerschen Ostseeküste zum Übungsschießen abkommandiert wurden.

Im Juni kamen wir nach Dresden zurück. Das war nun gesichert und von 32 Batterien umstellt. Wir hatten aber keine Feindanflüge. Deshalb gewannen auch wir den Eindruck, daß die Alliierten es nicht auf die Elbestadt abgesehen hätten. Ob das deren Taktik war oder im Sommer 1944 den Tatsachen entsprach und sich die Alliierten Anfang 1945 dann umorientierten, weiß heute nach fast 60 Jahren mit Sicherheit niemand mehr zu sagen. Schließlich leben die bestimmenden Akteure für die Katastrophe, die über Dresden im Februar 1945 hereinbrechen sollte – allen voran Premier Winston Churchill und Bomber Arthur Harris – längst nicht mehr. Daß sie mit dieser Wucht über Dresden kam, hatte aber mit dem leichtsinnigen Glauben zu tun, daß Dresden nicht angegriffen würde. Wie die anderen wurde deshalb auch unsere Batterie abgezogen. Wir mußten in Ruhland-Dolstheida neue Geschützstellungen bauen, um die Brawagwerke zu schützen. Dort waren wir mit 20 Batterien und durchaus sehr beschäftigt. Tag und Nacht hatten wir Anflüge.

Am 13. Februar kamen massenhafte Anflüge, aber sie gingen in 10 000 Metern Höhe außer Reichweite südlich an uns vorbei nach Dresden. Der Feuerschein am Himmel zeigte uns trotz der Entfernung, daß die Bomberstaffeln dort ihr Ziel haben mußten.

Phosphor-Bombardement zerstört Dresden

Am nächsten Tag, dem 14. Februar, sollte ich als Kurier nach Dresden. Schon in Bautzen wurde mir die Weiterfahrt verweigert. Polizei sperrte die Straßen. Alles brenne. Deshalb seien die Straßen unbefahrbar. Befahrbare seien voller Menschen. Flugblätter fielen vom Himmel. Bis Bautzen konnte man sie finden. Darauf stand, daß die Leute sich auf die Elbwiesen retten sollten. Wie wir später erfuhren, half ihnen das beim zweiten Angriff wenig. Wir sahen, daß der am Mittag dieses Tages erfolgte. Die Amerikaner warfen Phosphorbomben, die die Menschen, wie uns Augenzeugen berichteten, auch auf den Elbwiesen verbrannten.

Wir fuhren von Senftenberg zurück nach Ruhland. In Dresden konnten wir überhaupt nicht helfen. Daß die Stadt untergegangen war, wurde uns in den nächsten Tagen bestätigt.

Mein Anteil am Endkampf

Bis Ende März konnten wir das Brawag-Werk noch einigermaßen sichern, dann wurde die Massierung der alliierten Angriffe zu stark. Sowohl das Werk wie auch unsere Batteriestellungen wurden zerschossen und zerbombt. Wir wurden deshalb Anfang April aus der Batterie rausgezogen und nach Simmersdorf bei Bad Muskau verlegt. Dort mußten wir Gräben und Schanzen als Panzerhindernisse bauen, außerdem Geschützstände. Am 16. April erfolgte der erwartete Großangriff der Russen über die Oder, der mit dem auf Berlin in Verbindung stand. Das wußten wir damals nicht. Der Tag war so furchtbar, daß ich ihn nicht vergessen werde.

Schon um fünf Uhr früh heulten drei Stunden lang die Stalingorgeln. Dann setzte der Russe über die Neiße. Dabei wurden von uns vier bis fünf Panzer abgeschossen. Das waren T 34. Das Geschützfeuer hatte unsere Stellung verraten, und wir bekamen eine volle Ladung ab. In 500 bis 1000 Metern Entfernung fuhren die russischen Panzer vorbei. Wir machten keinen Mucks mehr; einen weiteren Volltreffer hätte unsere Stellung nicht ausgehalten.

Ein Funkspruch wies uns an, nicht zurückzugehen, sondern uns einz uigeln und auf den Nahkampf zu warten. Der Volkssturm und die Wehrmacht zogen sich zurück. Der Geschützstaffelführer Zenner sagte, wir sollten dem Abteilungsführer melden, daß Einigeln zwecklos sei. Bei dieser Überlegenheit des Feindes sei nur Zurückweichen sinnvoll. Er ordnete außerdem die Geschützsprengung an.

So begann unser Rückzug von der Neiße. Es ging querfeldein. Ich hatte noch ein Fahrrad. Als Bewaffnung führte ich einen Karabiner, mehrere Handgranaten und zwei Panzerfäuste mit. In einem Panzergraben sammelten wir uns noch einmal. Von den 120 Mann am Vortage waren ungefähr noch 20 übrig. Der Tod hatte furchtbare Ernte gehalten.

In Gruppen suchten wir uns nach rückwärts zu einer Einheit durchzuschlagen. Ich war in einer Siebenergruppe. Am 20. April gingen wir bei Riesa über die Elbe. Eingedenk des Auftrags meines Vaters zog ich an der Elbe weiter und kam bis Königstein, bis zu dem Ort mit der berühmten Feste. Als ich dort in der Kaserne übernachten wollte, traf ich meinen ehemaligen Chef, den Oberstfeldmeister Georg Goldenberg.

Bei ihm hatte ich vor einem Jahr die Ausbildung in Dresden-Freidelsdorf gemacht. Jetzt bildete er hier gerade den 29er Jahrgang für den Arbeitsdienst aus. Zu ihm hatte ich damals schon ein gutes Verhältnis entwickelt. Nach dem Chaos der letzten Tage war ich froh, auf ihn zu treffen. Er sagte gleich: „Lill, du bleibst hier und hilfst mir.“ Wieder mußte Erdarbeiten gemacht werden. Denn sollten wir mit den jungen Kerls über Pirna in Richtung Bautzen gegen die Russen in den Kampf ziehen.

Dem Kriegsende entgegen

Schon in Pirna hat uns die SS-Division Frundsberg in ihre Obhut genommen. Mit ihr marschierten wir elbeaufwärts bis Bad Schandau und schlugen uns im Schutz des Kirnitzsch-Tales in die Böhmische Schweiz nach Osten durch. Hier begann ich mich immer besser auszukennen. Heute im Rückblick ist es fast wie ein Wunder, daß ich am Tag des Kriegsendes just in dem Gebiet strandete, wo ich nicht einmal zwei Jahre vorher meine Forstlehre begonnen hatte. Am 8. Mai waren wir in Kreibitz-Teichstadt (Chřibská-Rybniště), nur wenige Kilometer von „meinem“ Forsthaus entfernt. Der Oberst und Feldmeister Georg Goldenberg ordnete sogleich die Rückführung an und bestimmte mich zum Führer der Nachhut.

Antosch zertrümmert meinen Karabiner

Bevor wir in Richtung Dresden abmarschierten, machte ich einen Besuch im Forsthaus. Mein Zimmer gab es noch. Das hatte jedoch inzwischen eine Flüchtlingsfamilie aus Schlesien belegt. Mein Chef, Franz Antosch, war erfreut, mich zu sehen, aber auch entsetzt; denn ich trug noch meinen Karabiner. In jenen Tagen ging vieles so schnell, daß das Begreifen manchmal nicht Schritt halten konnte. Solche Nachlässigkeit haben viele damals mit dem Leben bezahlt.

Ein Glück, daß ich nicht einem „Partisanen“, sondern Antosch mit dem Karabiner begegnet bin. Er entriß mir die Waffe und zerschlug sie an einem Baum. Dann gab er mir noch einen Teller Suppe und sagte: „Mach dich fort und sieh zu, daß du heil heimkommst! Viel Glück!“ Er wurde in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) vertrieben, besuchte uns aber schon 1953 im Westen.

Wir marschierten im Kamnitztal hinab in Richtung Elbe. An der kleinen Brücke über die Kamnitz hatten wir die erste Begegnung mit tschechischen Milizionären. Sie nahmen mir die Feldflasche weg. Wir kamen aber einigermaßen unbehelligt bis Tetschen über die Brücke. Dort verabschiedeten wir uns. Goldenberg zog mit seinen Jungs elbabwärts nach Dresden weiter, ich wollte mich im Vorland des Erzgebirges zunächst auf der Kaiserstraße in Richtung Kösteldorf durchschlagen.

Um diesen Plan in die Tat umzusetzen, mußte ich aber erst für die Nacht einen Ort finden, wo ich mein müdes Haupt hinlegen konnte. Vom 9. auf den 10. Mai übernachtete ich gleich jenseits der Elbebrücke hinter einer Mauer ohne Decke und ohne Schutz. So warm war die Nacht.

Am nächsten Morgen ging es durch Bodenbach und Eulau an Kulmer Schlachtdenkmalen vorbei in Richtung Teplitz-Schönau. Die Straße war voller Menschen in beiden Richtungen. Uns entgegen kamen vor allem Ostarbeiter. Einige von ihnen, aber auch Tschechen, lungerten am Straßenrand und schikanierten die Deutschen. Tschechische Milizionäre riefen, daß Deutsche die Straße nicht verlassen dürften, sonst würden sie erschossen. Ostarbeiter nahmen uns das letzte Stück Brot ab. Als ich an diesem Abend in Teplitz bei einer deutschen Familie im Keller unterkriechen konnte, war ich froh, aber voller Sorgen für den nächsten Tag.

Am nächsten Tag war es auf dem Weg nach Brüx nicht besser. Brot hatte ich nicht mehr. Das konnten mir die Ostarbeiter nicht wegnehmen. Aber sie entrissen mir Mantel, Jacke und Bluse. Einen Schlafplatz fand ich in dieser Nacht vom 11. auf den 12. in einem Bahnwärterhäuschen vor Brüx. Der nächste Tag sollte der schlimmste werden.

Inzwischen hatte ich zwei Kameraden angeschlossen, zwei Männern aus dem Böhmerwald, die gut zehn Jahre älter waren als ich und die auf dieser Strecke den selben Weg hatten. Unterwegs nach Komotau wurden bei Seestadt tschechische Milizionäre auf uns aufmerksam. Sie trieben uns in einen Gasthof, weil ein nächstes Lager angeblich überfüllt war. Kurze Zeit später kam ein Trupp russischer Flintenweiber – etwa acht bis zehn – auf struppigen Pferden dahergeritten. Sie trieben uns auf der Landstraße in Richtung Brüx zurück. Wir sollten dort in ein Lager.

Warten auf den Genickschuß

Fußkranke, die nicht weiterkonnten, zusammenbrachen oder in den Straßengraben wankten, wurden rücksichtslos erschossen. Auch in diesen Augenblicken hatte ich die Worte meines Vaters im Sinn. „Du mußt heim zur Mutter.“ Meine beiden Leidensgenossen gingen an meiner Seite. Ich flüsterte ihnen zu, daß ich abhauen müsse. Ich müsse es versuchen. Sie erschraken und bettelten mich, ich solle bleiben; denn ich würde erschossen. Aber ich setzte alles auf eine Karte und riskierte es. Ich ließ mich unauffällig in den hinteren Teil des Zuges zurückfallen. Als ich meinte, keinen der Aufpasser schaue her, ließ ich mich fallen, rollte vom Rand der Kolonne über die Böschung in den Straßengraben und blieb unbeweglich liegen. Ich erwartete Gebrüll und den Genickschuß. Aber das geschah nicht. Das Geräusch des Zuges entfernte sich und es wurde still.

Das Glück zwinkert mir zu

Unbeweglich und mit geschlossenen Augen blieb ich liegen. Diese Augenblicke, in denen mir wohl von Gott ein zweites Leben geschenkt wurde, dauerten scheinbar eine Ewigkeit. Nach dieser schlug ich dann doch die Augen auf und sah, daß ich wirklich heil und alleine war. Ich hatte mich aber kaum erhoben, da merkte ich, daß ich an diesem Tag noch mehr Glück brauchte. Drei mit Karabinern bewaffnete Tschechen kamen auf der Straße aus Brüx daher, zwei junge Tschechen und eine Tschechin. Sie befragten mich. Ich erklärte, daß ich nicht wisse, wo ich sei und wohin ich mich wenden müsse. Die Tschechin sagte: „Geh nach Brüx. Dort ist ein Lager für Wehrmachtsangehörige. Dort wirst du entlassen." Dabei zwinkerte sie mir zu. Ich versprach dies zu tun und wir gingen in entgegengesetzter Richtung auseinander. Sobald sie außer Sichtweite waren, schlug ich mich zum Gebirge hin ins Feld.

Ich kam nur sehr langsam voran, denn ich schlich nur gebückt und robbte auf allen Vieren vorsichtig über flache Feldstücke. Wege oder Straßen querte ich nur nach entsprechenden Beobachtungen. Immer wieder peitschten Schüsse durch die Flur. Im Feld versteckt und auf Ansitzen saßen Tschechen und schossen auf Deutsche, die sich von der Straße absetzen wollten.

Auf diese Weise erreichte ich am späten Nachmittag dieses 12. Mai den schützenden Wald am steilen Hang des Erzgebirges westlich des Großen Bärensteins. Diesen sieht man zwar noch, wenn man heute auf der neuen Autobahn von Komotau nach Brüx fährt, aber die ganze Landschaft zwischen Autobahn und Gebirge mußte einer der größten Tagebauanlagen Europas weichen. Fast 20 Dörfer und Teile der Stadt Brüx selbst gingen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts darin unter. Dazu gehörten auch der Ort Seestadt, wo mein Drama an diesem Tag begonnen hatte, und die Felder, durch die ich um mein Leben robbte.

Diese Welt meiner Bedrängnis, aus der ich durch Glück und Vorsicht entkam, ist also im wahrsten Sinne des Wortes untergegangen. Mit ihr auch jene Spur von Deutschen, die dort am 12. Mai 1945 – und sicher auch an den Tagen davor und danach – von tschechischen Milizionären erschossen wurden wie die Hasen. Die Massen- oder Einzelgräber, die einfach Verscharrten, wurden in den tschechischen Jahrzehnten nach 1945 weggebaggert.

Auf dem Kamm des Erzgebirges

Sobald ich den Wald erreicht hatte, fühlte ich mich sicherer. Hier war ich in meinem Element. Nicht umsonst hatte ich das in meine Ausbildung erfahren. Aber auch im Wald war Vorsicht geboten. Schüsse und Schreie hallten auch da, und Flüchtlinge suchten wie ich dort einen rettenden Weg. In einem Straßendorf, dessen Namen mir leider entfallen ist, war die Überquerung der Straße besonders risikoreich. Sie gelang mir, weil mich ein Deutscher im richtigen Augenblick rüberwinkte.

An diesem Tag ging ich eine zeitlang mit einem Landser. Er war auch auf dem Heimweg. Nach Schwarzbach an der Saale, also bis hinüber ins Reich, wollte er. Er war älter als ich, so um die 40, wird also heute wohl nicht mehr leben. Wir kamen an diesem Tag bis in die Nähe von Sebastiansberg an der Komotauer Straße. Todmüde schliefen wir im schützenden Wald.

Am 13. versuchten wir den Kammweg zwischen Sebastiansberg und Weipert zu gehen, immer mit der entsprechenden Vorsicht; denn auch hier konnten Mörder lauern. Wir begegneten einem Trupp Gefangener, die von Russen geführt wurden. Weil wir rechtzeitig in Deckung gingen, konnten wir flüchten. Der Kammweg verlief hier fast in 1000 Metern Höhe. Bei einem Förster konnten wir in einer Scheune übernachten.

Je weiter wir ins westliche Erzgebirge kamen, das heißt je mehr ich mich dem Heimatort näherte, um so ruhiger wurde es. Am 14. blieben wir auf dem Weg nach Joachimsthal unbehelligt. Über dem Ort übernachtete ich im Wald. Von dort wußte ich am nächsten Tag schon Schleichwege über Abertham, Bärringen, um Neudek herum bis Thierbach. Sieben bis acht Stunden wanderten wir unterbrochen, fast ohne einem Menschen zu begegnen.

Obwohl ich schon todmüde war, wurde ich immer schneller; denn ich spürte in der Landschaft an Bäumen, Bächen und Häusern, daß ich der Heimat näher kam. In Thierbach traf ich zwei Mädchen auf der Straße. Es waren eigentlich schon zwei junge Damen, die mindestens so alt waren wie ich. Damals kannte ich sie noch nicht näher, ich wußte nur, daß sie in Thierbach lebten. Ich muß damals sehr abgerissen ausgesehen haben, denn sie schauten mich ganz erstaunt an. Auch als ich sie fragte, ob ich auf der Straße sicher sei. „Ja“, sagten sie, „bei uns gibt es keine Tschechen.“ Da war ich natürlich froh, wußte aber auch, daß die zwei noch nicht wirklich erfahren hatten, daß die Tschechen von heute auf morgen Sieger des Zweiten Weltkrieges geworden waren.

Meine letzte Heimkehr

Die letzte halbe Stunde nach Kösteldorf legte ich zurück, ohne einem Menschen zu begegnen. Stille lag über dem Land wie im tiefsten Frieden; unwirklich fast, wenn ich an den Albtraum dachte, den ich Tage vorher durchlebt hatte. Als ich mich dem Elternhaus näherte, ging Mutter gerade über den Hof. Auf meinen Ruf fuhr sie herum.

Ich vergesse nie Mutters Ruf: „Jesse, mei Bou is dou!“ Dann brach sie in hemmungsloses Schluchzen aus, und wir lagen uns beide in den Armen. Wir gaben uns dem Glücksgefühl hin, den anderen lebend in den Armen halten zu können. Der Schmerz der bohrenden Ungewißheit löste sich.

Auch die Großmutter im Haus schloß ich in die Arme, und ich drückte meinen Bruder. Dann kam ein etwa 40jähriges Ehepaar auf mich zu. Sie stellten sich als Flüchtlinge aus der Slowakei vor. Sie waren seit März bei uns einquartiert. Von ihnen konnte ich nichts wissen; denn in den letzten beiden Kriegsmonaten war keine Nachricht aus der Heimat mehr zu mir gelangt. Sie waren freundliche Leute und hatten einen fünfjährigen Sohn. Nach meiner Rückkehr blieben sie noch einige Zeit bei uns wohnen und fuhren dann mit dem Zug in die Slowakei zurück. Ich hoffe, sie sind wieder in ihrer Heimat angekommen. Gehört haben wir von ihnen nichts mehr.

Fotoalbum



Unsere Familie Lill aus Kösteldorf im Egerland 1942. Mein Vater Josef (*1903) war gerade zum ersten Fronturlaub aus Rußland daheim. Ich, Erich Lill (*1927), war damals 15 Jahre alt und besuchte die 5. Klasse der Hauptschule. Nach dem Anschluß war unsere frühere Bürgerschule so umbenannt worden. Mein Bruder Helmut (*1937) war erst fünf Jahre alt und ging demzufolge noch nicht zur Schule. Er hatte bis zur Vertreibung 1946 noch nicht einmal die Grundschule beendet, studierte später aber in Hessen und wurde Lehrer. Bei einer Kopfoperation starb er tragischerweise schon mit 34 Jahren im Klinikum Gießen. Meine Mutter Maria führte nach Vaters Einberufung mit mir den Hof. Schließlich mußte alles weitergehen. Auf dem Hof waren drei Kühe, zwei Rinder, zwei Schweine und fünf Hektar Feld und Wiese zu versorgen. Außerdem kümmerte ich mich um die 30 Bienenvölker; denn Vater war ein passionierter Imker gewesen.



Im Juli 1943 hatte ich, Erich Lill, endlich meine Stelle als Forstlehrling in Niederfalkenau bei Tetschen-Bodenbach (Děčín) antreten dürfen. Dazu benötigte ich einen Dienstausweis. Auf diese Weise ist das Foto als Paßbild entstanden. Ich war gerade 16 Jahre alt.



Mein siebenjähriger Bruder Helmut und ich, Erich Lill, auf der Wiese hinter unserem Bauernhof in Kösteldorf im Mai 1944. Ich war gerade frisch bestallter Forsteleve und führte meine neue Försteruniform vor. Die hatte ich mir von der Firma Michowius in Cottbus aus dem Reich schicken lassen. Die Jacke (Waldbluse) brachte ich auf gewagte Weise durch die Vertreibung, sie paßt mir heute noch. Dazu gehörte der Försterhut, auf dem – wie hier nur undeutlich zu sehen ist – ein Reichsadler appliziert ist. Ich war stolz, das erreicht zu haben. Die Zeit solchen Glücks währte indes nur wenige Wochen. Dann brachte mich der Krieg und erfaßte mich mit einem Furor, der auch jetzt – nach so vielen Jahren – noch immer unbeschreiblich ist. Ich versuche das zwar in diesem Bericht. Durch was ich da im Frühjahr 1945 hindurchgegangen bin, vermögen Worte jedoch nicht zu fassen. Ein Wunder ist, daß ich mein Leben bewahren konnte. Der Platz hier auf der Wiese ist die Ruhe vor dem Sturm. Von dem gibt es keine Fotos.